

Eröffnung mit historischer Premiere

Metropolitan Oper

Nach anderthalbjähriger Schließung wegen der Coronavirus-Pandemie hat die New Yorker Metropolitan Oper ihre Türen wieder geöffnet – und das mit der erstmaligen Aufführung eines Werks eines afroamerikanischen Komponisten in der Geschichte des Opernhauses. Die Zuschauer feierten am Montagabend die Premiere von „Fire shut up in my Bones“, komponiert von dem Jazz-Trompeter Terence Blanchard, der zuvor unter anderem Filmmusik für Regisseur Spike Lee geschrieben hatte. Die Oper basiert auf der gleichnamigen Autobiografie von Charles Blow über dessen Kindheit im südlichen US-Bundesstaat Louisiana.

„Es ist eine phänomenale Ehre und überwältigend. Aber gleichzeitig sehe ich das auch mit einem lachenden und einem weinenden Auge“, hatte der 59-jährige Blanchard zuvor der „New York Times“ gesagt. In der 138 Jahre langen Geschichte des renommierten Opernhauses war zuvor keine Oper eines afroamerikanischen Komponisten aufgeführt worden. „Die Black Lives Matter-Bewegung hatte da ohne Zweifel einen großen Einfluss“, sagte Met-Chef Peter Gelb.

Die Spielzeiteröffnung der liebevoll Met abgekürzten Metropolitan Oper gilt in New York jedes Jahr als gesellschaftliches Großereignis. Im März 2020 musste die Oper, die zu den besten der Welt gezählt wird, wegen der Pandemie schließen. In diesem Jahr war das Eröffnungsspektakel wegen der Corona-Krise deutlich eingeschränkt. Künstler, Mitarbeiter und Zuschauer mussten einen Impfnachweis vorlegen, die Oper hatte sich zuvor zum „komplett geimpften Haus“ erklärt. Live übertragen wurde die Aufführung auf Videobildschirmen am Times Square und in einem Park in Harlem. Eine weitere Aufführung am 23. Oktober soll weltweit live in Kinos übertragen werden, auch in Deutschland. (dpa)

Von Veit-Mario Thiede

Der vor 500 Jahren von Jakob Fugger dem Reichen ausgestellten Stiftungsurkunde für die Fuggerei, die heute als älteste Sozialsiedlung der Welt gilt, sieht man ihr hohes Alter an. Sie erlitt einen Wasserschaden und Schimmelbefall. Nun ist sie zentrales Exponat der im Augsburger Maximilianmuseum gezeigten Sonderschau „Stiften gehen! Wie man aus Not eine Tugend macht“. Diese stellt mit 96 aufschlussreichen Dokumenten und erlesenen Kunstwerken wie dem von Hans Burgkmair dem Älteren gemalten „Hochzeitbildnis des Jakob Fugger und der Sibylle Artzt“ (1498) das Augsburger Stiftungswesen zur Fuggerzeit vor.

Kuratorin Heidrun Lange-Krach hat eine Schau konzipiert, die die damaligen Verhältnisse nicht beschönigt, sondern auf die als gottgewollt hingestellte soziale Ungleichheit, gezielte Entwürdigung und Ausgrenzung vieler Menschen hinweist. Der Aufsteigerfamilie Fugger hingegen ging es dank Handels- und Bankge-

Handelsgeschäfte mit Gott

500 Jahre Fugger in Augsburg: Ausstellung „Stiften gehen!“ zeigt erste freiere Sozialsiedlung der Welt



Jakob Fugger stiftete die Reihenhauussiedlung 1521. Die 67 Häuser sind saniert und bewohnt.

Foto: Stefan Puchner/dpa

schäften hervorragend. Nach dem Tod seiner Brüder Ulrich und Georg leitete Jakob Fugger

(1459-1525) das Familienunternehmen. Die Stiftungsurkunde schloss er mit den Söhnen seiner Brüder ab. Die drei Stiftungen sollen auf „ewig Zeiten“ gelten. An der Moritzkirche finanzierten die Fugger einen Prediger. Noch heute üben sie dort das Vorschlagsrecht bei der Besetzung der Pfarrstelle aus. In der Kirche St. Anna befindet sich die Fugger-Kapelle mit der Grablage Jakobs, seiner Brüder und zweier Neffen. Die Kapelle, zu der Dürer den Entwurf zweier Epitaphe beisteuerte, gilt als erstes sakrales Bauwerk der deutschen Renaissance. In der Schau ist es mit zwei Putten vertreten, denen

der Bildhauer Hans Daucher eine pummelig niedliche Gestalt verliehen hat. Bau und Ausstattung der Fuggerkapelle kosteten zehn Mal mehr als die Errichtung der Fuggerei.

Almosenempfänger wurden diskriminiert

Wohnraumstiftungen waren damals keine Seltenheit. Ausgestellt ist die 1445 auf Pergament geschriebene Hausordnung der St. Antonspfründe. Die zwölf ausgewählten armen Männer lebten unter Einhaltung zahlreicher Vorschriften und umfangreicher Gebetspflichtungen in klosterähnlicher Gemeinschaft. Die Fuggerei hingegen bot sehr viel mehr Menschen Platz, gab den Bewohnern weit größeren Freiraum als andere Wohnstiftungen und reduzierte die zu verrichtenden religiösen Handlungen auf lediglich drei Gebete pro Tag. Aber die Jenseitsorientierung prägte das Leben. Mit frommen Stiftungen hoffte

man, in Handelsgeschäften mit Gott zum Erwerb des Seelenheils eingetreten zu sein. Zu Jakob Fuggers Zeit geriet diese Auffassung jedoch ins Wanken. So verkündete Martin Luther in seiner 1520 zu Augsburg gedruckten „Großen Wucherpredigt“, fromme Stiftungen seien dem Seelenheil keineswegs nützlich, denn Gottes Gnade sei nicht käuflich.

Anno 1522 verbot die Stadt Augsburg das Betteln und übernahm die Fürsorge der Armen, wie der ausgestellte Druck der Almosenordnung und das Gemälde „Almosentafel der Reichsstadt Augsburg“ veranschaulichen. Deutlich ist das diskriminierende Almosenabzeichen sichtbar, das die Bezugberechtigten an ihrer Kleidung tragen mussten. Die Fuggerei blieb ihnen verschlossen, denn die nahm keine Almosenempfänger auf, sondern schlecht bezahlte und daher bedürftige Tagelöhner und Handwerker.

Bis 28. November im Augsburger Maximilianmuseum.



Eine von zwei erhaltenen Putten erinnern noch an die von Albrecht Dürer entworfene Fugger-Kapelle.

Foto: Veit-Mario Thiede

„Ein ganz tolles Gefühl, diese Tagebücher in den Händen zu halten“

Vor 100 Jahren starb Engelbert Humperdinck: Der frühere „Bild“-Chef Diekmann entwickelte eine besondere Beziehung zu dem Musiker

Von Christoph Driessen

Kai Diekmann glaubt eigentlich nicht an Schicksal und solche Sachen. Aber bei dem, was er in letzter Zeit erlebt habe, könne man schon etwas Gänsehaut bekommen, sagt der ehemalige Chefredakteur von „Bild“. Es geht um ein altes Haus am Meer. Um einen berühmten Komponisten. Und um einen Tagebuchfund.

Es begann alles mit der Villa „Meeresstern“ in Heringsdorf auf Usedom. 2015 kauften Diekmann und seine Frau Katja Kessler das strahlend helle Anwesen aus dem 19. Jahrhundert und pendeln seitdem zwischen ihrem Hauptwohnsitz in Potsdam und dem Feriendomizil an der Ostsee. Bald stieß Diekmann darauf, dass die Villa im Jahr 1906 einen prominenten Gast beherbergt hatte: Engelbert Humperdinck (1854-1921), den Schöpfer von „Hänsel und Gretel“, einer der meistgespielten Opern der Welt. Sie gehört zur Vorweihnachtszeit wie der Geruch von Spekulatius und brennenden Kerzen.

Bei Diekmann war der journalistische Jagdinstinkt geweckt. Er tauchte sozusagen

vor Usedom und beförderte dabei manch kleinen Schatz an die Oberfläche: Auf einer Auktion ersteigerte er ein Poesiealbum von Humperdincks Schwester Ernestine, die mit 17 Jahren an Tuberkulose gestorben war. In dem Album fand sich die zweitälteste Komposition Humperdincks mit dem Titel „Erinnerung“. Im März übergab er beides als Leihgabe für eine Ausstellung an Humperdincks Geburtsstadt Siegburg. Dort gedenkt man in diesem Jahr seines 100. Todestags, der am 27. September war.

Am Samstag war Diekmann abermals in Siegburg. Diesmal überließ er dem Stadtarchiv als Dauerleihgabe 48 vergilbte Kladden voller handschriftlicher Notizen mit Füllfederhalter, oft in sichtlicher Eile aufs Papier geworfen. Es sind die Tagebücher von Humperdincks Sohn Wolfram aus den Jahren 1933 bis 1983.

Wolfram Humperdinck (1893-1985) war gleichsam der Lordsiegelbewahrer seines Vaters: Als Regisseur und Intendant setzte er sich zeitlebens für dessen Werk ein und schrieb eine bis heute maßgebliche Biografie.



Wichtige Fundgrube: Kai Diekmann übergibt der Stadt Siegburg Tagebücher von Wolfram Humperdinck, dem Sohn des Komponisten.

Foto: Roberto Pfeil/dpa

Diekmann hat die Tagebücher aus der Familie erworben, ihre Existenz war bisher nicht bekannt. Eine erste Sichtung habe ergeben, dass sie eine wichtige Fundgrube nicht nur für die Humperdinck-Rezeption während der Nazi-Zeit und danach, sondern auch für das Musik- und Kulturleben dieser

Zeit allgemein seien, sagt Christian Ueber, Leiter der Musikwerkstatt Engelbert Humperdinck in Siegburg. Bei der Auswertung dürfte es auch um die Frage gehen, ob Wolfram Humperdinck mit den Nazis zusammengearbeitet hat.

Diekmann hat mittlerweile das Gefühl, wie durch unsicht-

bare Fäden mit der Musikerfamilie aus einer lang versunkenen Zeit verbunden zu sein. „Frappierend war zum Beispiel Folgendes“, erzählt er. „Ich schlage eines der Tagebücher auf, und da ist ständig von „Yella“ die Rede. Das hat mich wie der Blitz getroffen, denn unsere älteste Tochter heißt

auch Yella. Für mich kam nie ein anderer Name infrage.“

Wer die Yella aus dem Tagebuch war, wusste er zunächst nicht. Bis ihm ein Urenkel des Komponisten verriet, dass Wolfram Humperdinck seine Frau Gabriele so genannt habe. Ein anderes Erlebnis dieser Art hatte Diekmann, als ihm eine Postkarte in die Hände fiel, die Engelbert Humperdinck 1916 mitten im Ersten Weltkrieg während eines weiteren Aufenthalts in der Villa „Meeresblick“ auf Usedom an Sohn Wolfram geschrieben hatte. Dessen Adresse lautete: Türkstraße 8, Potsdam. „Das ist hier bei uns gleich um die Ecke“, sagt Diekmann. „Humperdinck befindet sich also in unserem heutigen Ferienhaus und schreibt quasi an unseren Hauptwohnsitz. Das ist doch wieder ein unglaublicher Zufall.“

All das habe ihm vor Augen geführt, dass es eine besondere Qualität habe, über Originalquellen mit dem Denken und Fühlen von Menschen aus anderen Epochen konfrontiert zu werden. „Es ist wirklich ein ganz tolles Gefühl, diese Tagebücher in den Händen zu halten.“